



Jan Prinz
2026

Impressum

Der letzte Erbe der Sterne

Aurelische Saga – Buch 1

Copyright: © Jan Prinz

Jahr: 2026

ISBN: 9789403944883

Jan Prinz

c/o Autorenglück #26347

Albert-Einstein-Straße 47

02977 Hoyerswerda

Lektorat / Korrektorat: Jan Prinz

Illustrationen: Jan Prinz, KI-unterstützt erstellt

Covergestaltung: Jan Prinz, KI-unterstützt erstellt

Weitere Mitwirkende: Keine

Vertriebsplattformen: Amazon KDP und Bookmundo

Gedruckt in Deutschland

© 2026 Jan Prinz. Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der gesetzlich zulässigen Fälle bedarf der Zustimmung des Urhebers.

Dieses Buch ist ein fiktionaler Roman. Personen, Handlungen, Dialoge und Ereignisse sind literarisch gestaltet. Namensgleichheiten oder einzelne Ähnlichkeiten mit realen Personen bedeuten nicht, dass die dargestellten Figuren oder Handlungen tatsächliche Begebenheiten wiedergeben.



Hallo!

Ich heiße Jan und lebe auf einem kleinen, ziemlich unbedeutenden Planeten. Genauer gesagt: irgendwo in Deutschland. Was, wenn man ehrlich ist, für den Anfang einer galaktischen Geschichte nicht besonders beeindruckend klingt.

Ich war kein Held, kein Soldat, kein Entdecker und ganz sicher kein Abenteurer. Wenn überhaupt, war ich eher ein Mensch der Couch. Wenn es irgendwo eine bequeme Sitzgelegenheit gab, bestand eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit, dass ich sie bereits getestet hatte. Nicht aus Faulheit, versteht sich. Eher aus wissenschaftlichem Interesse.

Mein Leben bestand aus Familie, Kindern, Arbeit, Rechnungen, Sorgen und der täglichen Frage, warum am Ende des Geldes immer noch so viel Monat übrig war. Eigentlich war ich zufrieden. Meistens jedenfalls. Ich hatte meine Frau, meine Kinder, ein Zuhause, viel zu wenig Ruhe und meistens mehr Probleme, als ein normaler Mensch freiwillig bestellen würde. Aber das war mein Leben. Nicht perfekt, nicht besonders großartig, aber echt.

Und trotzdem gab es da etwas, das ich nie wirklich erklären konnte. Manchmal saß ich abends draußen und blickte zu den Sternen hinauf. Nicht, weil ich dorthin wollte. Nicht, weil ich von großen Abenteuern

träumte oder mir einbildete, irgendwo zwischen fremden Sonnen würde ein besseres Leben auf mich warten. Ganz im Gegenteil. Ich wollte eigentlich nur meine Ruhe. Und doch zog mich mein Blick immer wieder nach oben, als würde dort etwas auf mich warten. Als hätte ich etwas vergessen, das ich nie gekannt hatte.

Dieses Gefühl begleitete mich schon mein ganzes Leben. Leise. Unaufdringlich. Wie ein ferner Ruf, den man nicht richtig hört, aber trotzdem nie ganz vergisst. Was ich damals nicht wusste: Tief in meinem Herzen schlummerte ein Geheimnis. Ein Geheimnis, älter als jede Erinnerung, älter als jede bekannte Geschichte der Erde und älter als alles, was ich mir hätte vorstellen können.

Es hatte über tausend Jahre gewartet. Auf den richtigen Moment. Auf das richtige Zeichen. Auf mich.

Und eines Tages beschloss dieses Geheimnis aufzuwachen.

Ab diesem Moment wurde alles kompliziert. Sehr kompliziert. Denn das Universum hatte offenbar einen Plan, und ich war vermutlich der Letzte, der davon erfahren sollte.

Willkommen in

Der letzte Erbe der Sterne

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	II
---------------	----

Teil I – Das Erwachen

1 Das Zeichen.....	1
2 Der Traum.....	1
3 Die ersten Risse	1
4 Das ergibt keinen Sinn	1
5 Die Begegnung	1
6 Die Ewige Wacht	1

Teil II – Die Suche nach dem Vermächtnis

7 Die tote Welt	1
8 Grauschleuse.....	1
9 Der Rote Nebel	1
10 Die letzte Pflicht.....	1
11 Nachbeben.....	1
12 Der Schwarze Mond	1
13 Die Welt der Erinnerungen.....	1

Teil III – Der Weg zum Thron

14 Der Hüter des Thrones	1
15 Das Vermächtnis der Ahnen.....	1
16 Die Beute der Sternenräuber	1
17 Der verborgene Thron	1

Teil IV – Die Rückkehr

18 Heimkehr	1
19 Die Rückkehr des Imperiums.....	1
20 Die Sonne über Asterion	1
Epilog – Unter fremden Sternen.....	1



TEIL I – DAS ERWACHEN

Kapitel 1 – Das Zeichen

Der Wecker klingelte um Punkt sechs Uhr. Ich hasste dieses Geräusch nicht einfach. Hass wäre noch zu freundlich gewesen. Das Piepen war schrill, viel zu laut und riss mich aus dem wenigen Schlaf, den ich endlich gefunden hatte. Wenn ich damals gewusst hätte, was in den nächsten Wochen und Monaten auf mich zukommen würde, hätte ich den Wecker wahrscheinlich aus dem Fenster geworfen, mich wieder ins Bett gelegt und danach auch noch das Fenster geschlossen, damit mich niemand mehr fand. Nicht besonders heldenhaft, ich weiß. Aber ehrlich. Stattdessen tat ich das, was ich jeden Morgen tat: Ich öffnete die Augen und starrte an die Zimmerdecke. Draußen war es noch dunkel. Regen klopfte gegen das Fenster, nicht dramatisch wie im Film, sondern einfach nur kalt, nass und viel zu früh. Irgendwo im Haus knackte eine alte Wasserleitung, als wollte sie mich daran erinnern, dass nicht nur ich morgens Geräusche machte, die nicht gesund klangen. Für ein paar Sekunden blieb ich einfach liegen und genoss etwas, das in unserem Haus fast schon Luxus war: Ruhe. Keine Kinder. Keine Fragen. Keine verschwundenen Schuhe. Keine Rechnungen. Keine Stimme aus dem Flur, die „Papa!“ rief, als wäre im Kinderzimmer gerade ein internationaler Notfall ausgebrochen. Nur ich, die Decke und der sehr kurze Traum, vielleicht doch einfach liegen bleiben zu können.

Dann meldete sich mein Herz. Ein Schlag. Noch einer. Dann ein dritter, der nicht richtig passte. Es fühlte sich an, als hätte mein Herz kurz vergessen, in welchem Takt es eigentlich arbeiten sollte. Ich blieb still liegen, hielt den Atem an und wartete. Dieses Stolpern kannte ich inzwischen. Ärzte hatten dafür Wörter. Herzrhythmusstörungen, Belastung, Kontrolle, Therapie. Wenn man lange genug krank war, sammelte man irgendwann medizinische Begriffe wie andere Leute Treuepunkte im Supermarkt. Nur halfen sie einem morgens um sechs nicht viel. Nach ein paar Sekunden beruhigte es sich wieder. So ging das oft: ein paar unregelmäßige Schläge, ein Schreck, danach wieder Ruhe. „Na toll“, murmelte ich. „Du auch schon wieder.“ Mit zweiundvierzig führte ich inzwischen regelmäßige Gespräche mit meinem eigenen Herzen. Gewonnen hatte ich dabei noch nie. Neben mir lag Lydiana. Sie schlief, oder besser gesagt: Sie versuchte zu schlafen. Bei unserem Leben war das ungefähr so leicht wie ein ruhiges Bad zu nehmen, während fünf Kinder vor der Tür diskutierten, wer zuerst stirbt, wenn niemand sofort das WLAN repariert. Auf ihrem Nachttisch lagen Unterlagen, ein Stift, ein halb geschlossener Ordner und irgendeine Liste, die wahrscheinlich wichtiger war als mein gesamter Tagesplan. Meine Frau konnte Listen schreiben, selbst wenn sie müde, genervt oder eigentlich längst im Halbschlaf war. Ich dagegen schrieb manchmal „Milch“ auf einen Zettel und vergaß dann, warum ich überhaupt in den Laden gefahren war.

Ich sah sie einen Moment an. Nach vielen Jahren Ehe schaut man einen Menschen anders an. Nicht mehr so wie am Anfang, wo alles neu ist und man versucht, nicht zu blöd zu wirken. Irgendwann kennt man den anderen müde, zerzaust, schlecht gelaunt, besorgt, krank, überfordert und trotzdem stark. Lydiana war so ein Mensch. Sie trug oft mehr, als sie sagte: Kinder, Haushalt, Termine, Papierkram, Sorgen und mich. Vor allem mich. Ich glaube, manchmal war ich der schwerste Teil davon. Und das lag nicht nur an meinem Gewicht. Ich schob die Decke zur Seite, so leise ich konnte. Mein Knie knackte. Natürlich. Ich blieb kurz sitzen und rieb mir das Knie. Der verdammte Schmerz reichte bis in den Oberschenkel. „Autsch, Scheiße“, flüsterte ich. „Alt, dick, kurzsichtig und kaputt. Was für ein Paket.“ Lydiana bewegte sich leicht, murmelte etwas Unverständliches und zog die Decke höher. Ich hielt sofort still. Wer eine

schlafende Frau weckt, die zu wenig geschlafen hat, ist entweder mutig oder dumm. Ich war vieles, aber nicht lebensmüde. Also stand ich vorsichtig auf, schlüpfte in meine Hausschuhe und ging zur Tür.

Im Flur war es kühl. Das Haus roch nach Nacht, Regen und ein bisschen nach Wäschekorb, den irgendjemand gestern bestimmt noch wegräumen wollte. Wahrscheinlich ich. Ich beschloss, mich nicht daran zu erinnern. Morgens musste man Prioritäten setzen, und meine erste Priorität war eindeutig Kaffee. In der Küche wartete bereits der erste Feind des Tages auf mich: ein Stapel Briefe. Er lag auf dem Küchentisch, genau neben der Kaffeemaschine. Also dort, wo man ihn unmöglich ignorieren konnte. Wahrscheinlich Rechnungen. Vielleicht auch eine Mahnung, damit ich dieselbe Rechnung zweimal schlecht fand. Ich wollte vor dem ersten Kaffee lieber nicht nachsehen. Ich beschloss, zuerst Kaffee zu machen. Mit Kaffee war die Welt zwar nicht gut, aber wenigstens etwas erträglicher. Während die Maschine brummte, stützte ich mich mit beiden Händen auf die Arbeitsplatte und atmete langsam aus. Mein Herz war wieder ruhiger, aber ich fühlte mich noch immer völlig erschöpft, obwohl ich gerade erst aufgestanden war.

Draußen wurde der Regen stärker. Tropfen liefen am Küchenfenster hinunter und verzerrten die Lichter der Straße. Ich sah hinaus und verschwand innerlich für ein paar Sekunden. Das konnte ich gut. Einfach irgendwo stehen, auf etwas starren und in Gedanken weg sein. Lydiana sagte manchmal, man könne neben mir einen Schrank abbauen und ich würde es erst merken, wenn ich mich dagegen lehnte. Vielleicht hatte sie recht. In meinem Kopf war es selten wirklich still. Geld. Kinder. Termine. Herz. Arbeit. Arzt. Rechnungen. Was musste heute erledigt werden? Was hatten wir vergessen? Warum war schon wieder etwas kaputt? Und manchmal war da noch etwas anderes. Ein komisches Ziehen nach oben, zu den Sternen, obwohl ich morgens um sechs in einer Küche in Deutschland stand und eigentlich nur Kaffee wollte. Ich schüttelte den Kopf. „Nicht jetzt.“ Ich wusste nicht, ob ich das zu meinem Herzen sagte, zu meinen Gedanken oder zu irgendetwas da draußen. Damals dachte ich noch, das wäre egal. Später würde ich verstehen, dass manche Dinge längst zuhören, bevor man überhaupt weiß, dass man gerufen hat.

Die Kaffeemaschine gluckerte ein letztes Mal. Ich hatte mir inzwischen dreimal die Augen gerieben und war trotzdem kaum wach. Ich nahm die Tasse, roch daran und beschloss, dass der Kaffee stark genug war, um entweder einen Menschen zu wecken oder kleine Tiere zu vertreiben. Für mich war beides in Ordnung. Der erste Schluck war heiß, bitter und genau das, was ich brauchte. Hinter mir hörte ich Schritte. Nicht das Poltern der Kinder, sondern die müden, vorsichtigen Schritte meiner Frau, die versuchte wach zu werden, ohne dabei jemanden umzubringen. Ich drehte mich um. Lydiana stand in der Küchentür, zerzauste Haare, müde Augen, altes Shirt, und trotzdem mit diesem Blick, der in einer Sekunde die Lage erfasste: Ich, Kaffee, Briefe und eine schlechte Entscheidung in Reichweite. „Nicht anfassen“, sagte sie. Ich hob sofort beide Hände, obwohl ich die Tasse noch hielt. „Ich habe gar nichts gemacht.“ Sie sah auf den Stapel, dann auf mich. „Noch nicht.“ Ich seufzte. „Du vertraust mir wirklich wenig.“ Sie kam in die Küche, setzte sich an den Tisch und zog den obersten Brief zu sich, als würde sie eine Bombe entschärfen. „Ich kenne dich.“ Leider ein ziemlich gutes Argument.

Ich stellte ihr Kaffee hin. Das war einer meiner wichtigsten Beiträge zum Familienleben: Kaffee bringen und dabei möglichst nichts falsch machen. Man musste seine Stärken kennen. „Du hättest schlafen sollen“, sagte ich. Sie warf mir einen Blick zu, der irgendwo zwischen Liebe, Müdigkeit und leichter Mordbereitschaft lag. „Du auch.“ „Ich bin aufgestanden, weil der Wecker geklingelt hat.“ Sie sah nicht einmal auf. „Und weil dein Herz wieder gesponnen hat.“ Ich blieb kurz stehen. „Hast du das gemerkt?“ „Ich merke mehr, als du denkst.“ Das tat sie wirklich. Manchmal war das schön. Manchmal war es erschreckend. Lydiana hatte diese besondere Fähigkeit, Dinge zu wissen, bevor ich sie ausgesprochen hatte. Wenn ich im Flur stand und überlegte, ob ich heimlich noch etwas Süßes aus dem Schrank holen konnte, rief sie aus einem anderen Zimmer: „Lass es.“ Bis heute weiß ich nicht, wie sie das machte. Vielleicht war sie die eigentliche außerirdische Lebensform in diesem Haus. „War nur kurz“, sagte ich. Sie legte den Brief ab und sah mich richtig an. „Bei dir ist immer alles nur kurz. Das Herz war nur kurz. Die Schmerzen waren nur kurz. Die Müdigkeit ist nur kurz. Und irgendwann liegst du wieder da und sagst, es geht schon.“

Ich wollte widersprechen. Wirklich. Ich hatte schon Luft geholt und mein Gesicht ungefähr so eingestellt, als hätte ich eine vernünftige Antwort. Nur kam keine. Das war ärgerlich, weil ich es hasste, wenn sie recht hatte. Noch ärgerlicher war, dass sie meistens recht hatte. Also tat ich das, was Männer in solchen Situationen oft tun. Ich sah in meine Tasse. „Ich will euch nicht noch mehr Sorgen machen“, sagte ich schließlich. Lydiana wurde weicher, aber nicht weniger ernst. „Du machst uns mehr Sorgen, wenn du so tust, als wäre nichts.“ Ich nickte langsam. Draußen zog ein Auto vorbei, die Reifen rauschten auf der nassen Straße. Es war kein großer dramatischer Moment. Keine Musik, kein Lichtstrahl, keine Erkenntnis, die alles veränderte. Nur meine Frau, ich, Kaffee, Rechnungen und ein Herz, das nicht zuverlässig tat, was es sollte. Manchmal waren gerade solche kleinen Momente schwerer als große. „Ich rufe nachher beim Arzt an“, sagte ich. Sie hob eine Augenbraue, und ich merkte sofort, dass sie prüfte, ob ich es wirklich ernst meinte. „Wirklich“, fügte ich hinzu. „Ohne dass du mich dreimal erinnern musst.“ Sie lächelte zum ersten Mal an diesem Morgen. Nur kurz, aber es reichte. „Fortschritt.“

Ich wollte gerade etwas Kluges sagen, vielleicht sogar etwas Romantisches, aber in genau diesem Moment krachte oben eine Tür so laut, dass ich beinahe meinen Kaffee verschüttete. Danach hörte man eine Stimme, die etwas rief, das ungefähr wie „Das ist meins!“ klang, gefolgt von einer zweiten Stimme, die mit absoluter Überzeugung das Gegenteil behauptete. Lydiana schloss die Augen. Ich sah zur Decke. „Und da kommt der Frieden.“ „Der Frieden hat heute schlechte Laune“, sagte sie. „Der Frieden sucht wahrscheinlich Socken.“ Wie sich herausstellte, war das nicht einmal falsch. Fünf Minuten später war aus unserer Küche wieder das geworden, was sie an Schultagen meistens war: Frühstücksraum, Fundbüro, Gerichtssaal und Katastrophengebiet in einem. Einer suchte sein Heft, das gestern natürlich noch genau dort gelegen hatte, wo es heute nicht mehr lag. Einer behauptete, die falsche Hose sei gewaschen worden, was offenbar ein schweres Verbrechen gegen die Menschlichkeit war. Jemand wollte wissen, ob heute Sport sei, und jemand anderes bekam plötzlich Bauchschmerzen auf diese sehr verdächtige Art, die immer genau dann auftauchte, wenn Schule im Spiel war. Und ich stand mittendrin mit meinem Kaffee und versuchte, so

auszusehen, als hätte ich irgendeine Kontrolle über die Situation. Hatte ich nicht. Aber Aussehen war ja auch schon etwas.

Unsere Jüngste saß am Tisch, starrte auf ihr Brot und erklärte mit der Ernsthaftigkeit einer kleinen Königin, dass sie heute leider nicht in den Kindergarten könne. Als ich fragte, warum, überlegte sie kurz und sagte: „Weil ich heute nicht kann.“ Ich nickte langsam, als hätte sie gerade ein sehr starkes Argument geliefert, während Lydiana mir diesen Blick zuwarf, der deutlich sagte: Mach es nicht schlimmer. Also machte ich es nur ein bisschen schlimmer und fragte, ob sie krank sei. Die Kleine prüfte diese Möglichkeit sichtbar in ihrem Kopf, entschied sich dann für ein vorsichtiges „Vielleicht“, wurde aber von ihrer Mutter sofort enttarnt. Daraufhin seufzte sie und erklärte, dann sei sie eben müde. „Willkommen im Club“, murmelte ich. Als sie empört „Papa!“ rief, hob ich nur die Hände. „Was denn? Das war Mitgefühl.“ Lydiana rieb sich die Stirn, aber ich sah, dass sie sich ein Lächeln verkneifen musste. Solche Morgen waren anstrengend. Laut, chaotisch, manchmal zum Weglaufen. Und trotzdem gab es in all dem etwas, das ich liebte. Nicht unbedingt in dem Moment, wo jemand Milch verschüttete oder fünf Minuten vor dem Losgehen plötzlich einfiel, dass heute irgendein Zettel abgegeben werden musste. Aber irgendwo tief drin wusste ich, dass genau dieses Durcheinander mein Leben war. Mein echtes Leben. Nicht perfekt, nicht ruhig, nicht ordentlich, aber meins.

Mein Sohn kam in die Küche, halb angezogen, mit Haaren, die aussahen, als hätte er im Schlaf gegen einen Ventilator gekämpft. Er griff nach einer Scheibe Brot und wollte direkt wieder verschwinden, doch Lydiana stoppte ihn mit einem einzigen Wort. „Müll.“ Er sah zu mir, in der Hoffnung, ich wäre die weichere Instanz. Das war ein Fehler. Ich war vielleicht weicher gebaut, aber nicht immer weich im Kopf. Ich deutete auf seine Socken, von denen eine blau und die andere grau war. Vielleicht war das Mode. Vielleicht war es Verzweiflung. In unserem Haus war die Grenze oft dünn. „Du bist noch nicht mal fertig angezogen“, sagte ich. Er sah an sich herunter und nickte dann, als hätte ich ihm gerade geholfen. „Eben. Deshalb habe ich keine Zeit.“ Diese Logik war so frech, dass sie fast schon Respekt verdient hätte. „Schöner Versuch“, sagte ich, „aber der Müll geht trotzdem mit dir raus.“ Er seufzte, als hätte

ich ihm befohlen, allein einen Mond zu bewegen, und murmelte etwas von „immer ich“. „Das nennt man Ausbildung fürs Leben“, erklärte ich. „Müll rausbringen ist Ausbildung?“ Ich hob meine Tasse. „Manchmal ist Verantwortung Müll.“ Lydiana sah mich an. „Bitte mach daraus keine Lebensphilosophie.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Zu spät.“

Für ein paar Sekunden lachten wir. Nicht lange, nicht laut, aber genug, um den Morgen etwas leichter zu machen. Dann ging alles weiter: Brotdosen, Jacken, Schuhe, falsche Mützen, Diskussionen über Wetter, Schule, Kindergarten und die große Frage, warum ausgerechnet heute alles so stressig sein musste, obwohl heute im Grunde war wie jeder andere Tag. Ich half, wo ich konnte. Oder wo ich dachte, dass ich half. Das war nicht immer dasselbe. Ich reichte eine Jacke, die gar nicht gesucht wurde, stellte eine Brotdose an den falschen Platz und musste mir anhören, dass ich schon wieder nicht richtig zugehört hatte. Was unfair war, weil ich zugehört hatte. Nur eben nicht dem richtigen Kind. Zwischendurch blieb ich plötzlich stehen. Ein kurzer Druck in der Brust. Nicht schlimm. Nicht stark. Nur ein Ziehen, als hätte jemand von innen an einer unsichtbaren Schnur gezogen. Ich legte eine Hand auf die Arbeitsplatte und atmete langsam ein. Um mich herum lief das Chaos weiter. Stimmen, Schritte, raschelnde Jacken, klappernde Tassen. Niemand bemerkte es sofort. Außer natürlich Lydiana. Sie sah mich an, und ich schüttelte kaum merklich den Kopf. Nicht jetzt. Nicht vor den Kindern. Ihr Blick wurde hart, nicht böse, sondern besorgt und ein bisschen wütend, weil sie genau wusste, was ich tat. Ich spielte es herunter. Schon wieder. Aber sie sagte nichts. Nicht in diesem Moment. Dafür liebte ich sie noch mehr, auch wenn ich wusste, dass ich später dafür bezahlen würde. Mit einem Gespräch. Mit diesem Gespräch, bei dem man als Mann besser nicht versucht, lustig zu sein, weil man sonst nur tiefer in die Grube fällt.

Nach wenigen Sekunden ließ der Druck nach. Ich richtete mich wieder auf, tat so, als hätte ich nur nach etwas gesucht, und griff nach meiner Tasse. Leider war sie leer. Das passte zum Tag. Als die Kinder endlich aus dem Haus waren, wurde es nicht sofort ruhig. Es gab diese Nach-Geräusche, die jedes Familienhaus kennt: eine Tür, die nicht richtig geschlossen war, ein vergessener Löffel auf dem Tisch, Krümel überall

und ein Schuh mitten im Flur, als hätte ihn jemand im Kampf verloren. Lydiana und ich standen in der Küche und sahen uns das Schlachtfeld an. Ich nahm meine leere Tasse vom Tisch und sagte, wir hätten zumindest den ersten Angriff überlebt. Sie sah auf die Uhr. „Es ist halb acht.“ „Dann war es eben die erste Schlacht des Tages.“ „Bitte mach daraus keine Heldengeschichte.“ „Zu spät. Ich höre innerlich schon dramatische Musik.“ Sie schnaubte leise, aber ich sah, dass sie sich ein Lächeln verkneifen musste. Das war bei uns oft so. Wir waren müde, gestresst, manchmal mit den Nerven irgendwo zwischen Kaffeemaschine und Wäschekorb verloren gegangen, aber ein kleiner Witz passte fast immer noch irgendwo dazwischen. Vielleicht war das unsere Art zu überleben. Manche Menschen meditierten. Ich machte dumme Sprüche und hoffte, dass niemand merkte, wie müde ich wirklich war.

Lydiana nahm eine Tasse vom Tisch und stellte sie in die Spüle. „Du rufst heute beim Arzt an.“ Da war er, dieser Satz, den ich schon erwartet hatte. Ich nickte sofort. „Ja, mache ich.“ Sie sah mich nur an. Nicht laut, nicht wütend, einfach nur mit diesem Blick, der sagte: Versuch jetzt nicht, dich rauszureden, mein Freund. Wenn Blicke töten könnten, wäre ich schon lange nicht mehr da. Wahrscheinlich hätte man mich irgendwann zwischen Kaffeemaschine und Küchentisch gefunden, offiziell verstorben aus unerklärlichen Gründen. „Diesmal wirklich“, sagte ich. „Ohne Fluchtversuch, ohne Ausrede, ohne plötzlich sehr wichtige Beschäftigung mit dem Kaffeemaschinenfilter.“ Ihr „Gut“ war nur ein Wort, aber bei Lydiana konnten einzelne Wörter manchmal mehr Gewicht haben als ganze Behördenbriefe. Ich nickte, stellte meine Tasse ab und versuchte, so auszusehen, als wäre ich ein Mann, der seine gesundheitlichen Probleme verantwortungsvoll anging. Vermutlich sah ich eher aus wie jemand, der gerade überlegte, ob man einen Arzttermin auch durch längeres Anstarren des Handys erledigen konnte.

Sie kam näher, und ihr Blick wurde weicher. Dann legte sie mir die Hand auf die Brust, genau dorthin, wo mein Herz vorhin wieder seine kleine private Rebellion veranstaltet hatte. Es war keine große Geste, nichts Dramatisches. Aber ich spürte sofort, dass dahinter mehr steckte als nur Sorge. Da war Angst. Eine von diesen stillen Ängsten, die man nicht laut

ausspricht, weil sie sonst noch echter werden. „Du musst damit aufhören, alles kleinzureden“, sagte sie leise. Ich wollte wieder irgendeinen Spruch machen. Irgendetwas wie: Ich rede nicht alles klein, nur mich selbst. Aber der Satz blieb mir im Hals stecken. Manchmal merkt sogar ein Mann wie ich, wann Humor gerade nicht hilft. Nicht oft, aber es kommt vor. „Ich weiß“, sagte ich. Sie sah mich an, und diesmal war da kein tödlicher Blick, sondern dieser andere, viel gefährlichere: der besorgte. Gegen den hatte ich noch weniger Verteidigung. „Ich will dich nicht verlieren.“ Da war er, der Satz, der einem nicht auf die Schulter klopft, sondern direkt durch die Rippen geht. Ich schluckte und legte meine Hand auf ihre. Unter ihren Fingern schlug mein Herz wieder normal. Zumindest tat es so. In letzter Zeit hatte ich gelernt, dass normal bei mir oft nur eine Pause zwischen zwei Problemen war. „Ich bin noch da“, sagte ich. „Das ist nicht dasselbe wie auf dich aufzupassen.“ Wieder hatte sie recht. Langsam wurde das wirklich unangenehm.

Ich zog sie kurz an mich. Nicht lange, nur so lange, wie der Morgen es zuließ. In unserem Leben waren Umarmungen manchmal wie kurze Rastplätze auf einer viel zu langen Autobahn. Man blieb nicht ewig, aber man brauchte sie, um weiterfahren zu können. Sie lehnte den Kopf einen Moment gegen meine Schulter, und ich roch ihr Shampoo, Kaffee und diesen ganz normalen vertrauten Geruch von Zuhause, den man erst vermisst, wenn man weit weg ist. Damals wusste ich noch nicht, wie sehr ich ihn vermissen würde. „Ich rufe an“, sagte ich leise. „Versprochen.“ Sie löste sich von mir, musterte mich noch einmal und nickte. Ganz überzeugt sah sie nicht aus. Verständlich. Wenn ich jedes Mal einen Euro bekommen hätte, wenn ich etwas versprach und später wegen irgendeines Kindes, irgendeiner Rechnung, irgendeiner kaputten Sache oder meiner eigenen Dummheit vergaß, hätten wir vielleicht weniger Geldsorgen gehabt. Lydiana musste sich fertig machen, erinnerte mich aber noch einmal daran, die Briefe nicht anzufassen. Ich versprach, gar nichts anzufassen, was sie natürlich sofort infrage stellte. Also korrigierte ich mich auf fast gar nichts. Sie ging schon zur Tür, drehte sich aber noch einmal um. „Arzt“, sagte sie nur. Mehr musste sie gar nicht sagen. Ich hob die Hand wie vor Gericht. „Heute. Wirklich heute. Ohne Fluchtversuch.“ Erst dann ging sie nach oben, auch wenn

ihr Blick deutlich machte, dass sie innerlich schon eine Liste meiner möglichen Ausreden angelegt hatte.

Ich blieb allein in der Küche zurück. Endlich war es still. Wirklich still diesmal. Kein Wecker. Keine Kinder. Keine Diskussionen. Nur Regen, Kühlschrank und mein Atem. Auf dem Tisch lagen noch Krümel, ein halb aufgeklappter Ordner, der verdächtige Stapel Briefe und ein einzelner Filzstift, der garantiert niemandem gehörte, wenn man später danach fragte. Ich räumte ein paar Sachen zur Seite, aber nicht zu viel. Man musste vorsichtig sein. Wenn ich zu viel aufräumte, fand am Ende niemand mehr etwas, und dann war ich schuld. Wenn ich gar nichts aufräumte, war ich auch schuld. Ehe und Familie waren manchmal komplizierter als Steuerformulare. Ich nahm mein Handy, öffnete die Kontakte und suchte die Nummer der Praxis. Mein Daumen schwebte über dem Bildschirm. Ich hätte nur drücken müssen. Einmal tippen, warten, Termin machen, fertig. So schwer war das nicht. Eigentlich. Aber Menschen sind seltsam. Manchmal kann man Rechnungen bezahlen, Kinder zur Schule bringen, kaputte Sachen reparieren und mit fünf Dingen gleichzeitig jonglieren, aber bei einem einfachen Arztanruf sitzt man da, als müsste man vor Gericht aussagen.

Ich atmete aus. „Jetzt stell dich nicht so an.“ In genau diesem Moment vibrierte das Handy. Ich zuckte zusammen, als hätte mich jemand erwischt, obwohl ich nichts getan hatte. Auf dem Bildschirm erschien keine Nummer. Kein Name. Keine Nachricht von der Praxis, nicht von der Arbeit, nicht von Lydiana. Nur ein Symbol. Zuerst dachte ich, das Display hätte einen Fehler. Vielleicht Spam, Werbung, irgendein Mist, der sich von selbst geöffnet hatte. Aber das Zeichen blieb. Es lag auf dem dunklen Hintergrund wie aus feinem Licht gezeichnet. Ein Kreis. Mehrere Linien. Strahlen, die sich berührten und wieder trennten. Wie ein Stern, aber nicht so, wie ein Mensch einen Stern malen würde. Es war zu sauber. Zu alt. Zu fremd. Und trotzdem kannte ich es. Nicht im Kopf. Der Kopf war komplett überfordert und wollte gerade lieber wieder Kaffee. Aber irgendwo tiefer, dort, wo man keine Wörter hat, erkannte ich dieses Zeichen sofort. Mein Herz machte einen harten Schlag. Dann noch einen. Dann stolperte es, und diesmal war es nicht wie morgens im Bett. Diesmal fühlte es sich an, als hätte jemand von

innen an einer unsichtbaren Schnur gezogen. Ich ließ das Handy fast fallen und packte mit der anderen Hand die Arbeitsplatte. „Autsch, Scheiße“, presste ich hervor.

Die Küche blieb dieselbe. Der Tisch, die Briefe, die Kaffeemaschine, die Krümel, der Schuh im Flur. Alles war normal. Viel zu normal. Genau das machte es schlimmer. Wenn plötzlich die Wände gewackelt oder Licht aus der Decke gekommen wäre, hätte mein Gehirn wenigstens sagen können: Gut, jetzt ist offiziell etwas kaputt. Aber nichts davon geschah. Nur dieses Zeichen leuchtete auf meinem Handy, und mein Herz antwortete darauf, als hätte es seit Jahren darauf gewartet. Ich starrte auf den Bildschirm. Das Symbol bewegte sich nicht wirklich. Nicht so, dass man es beweisen konnte. Aber die Linien schienen zu atmen. Ganz langsam. Als wäre es kein Bild, sondern etwas Lebendiges, das nur so tat, als wäre es flach. „Nein“, sagte ich leise. Das war meine erste große Reaktion auf das Unmögliche. Nicht Mut. Nicht Neugier. Nicht irgendein heldenhafter Satz. Einfach nur: Nein. Ich drückte auf den Ausschaltknopf. Der Bildschirm wurde schwarz. Für eine Sekunde stand ich da und fühlte mich fast erleichtert. Dann flackerte das Display wieder auf. Das Zeichen war noch da. „Natürlich“, murmelte ich. „Warum sollte auch mal etwas einfach funktionieren?“

Mein Herz schlug schneller. Ich hörte es nicht nur, ich spürte es im Hals, in den Ohren, in den Fingern. Ein Teil von mir wollte nach Lydiana rufen. Ein anderer Teil wollte das Handy in die Spüle werfen. Ein dritter, sehr vernünftiger Teil erinnerte mich daran, dass wir uns kein neues Handy leisten konnten und ich es deshalb bitte nicht in die Spüle werfen sollte. Also tat ich das, was ich in solchen Situationen offenbar am besten konnte. Ich stand da und starrte. Vielleicht zehn Sekunden. Vielleicht eine Minute. Ich weiß es nicht mehr genau. Zeit wurde in diesem Moment komisch. Der Regen am Fenster wurde leiser, oder ich hörte ihn einfach nicht mehr. Der Kühlschrank brummte weiter. Irgendwo oben ging Lydiana durchs Zimmer. Das normale Leben war noch da, nur schien es plötzlich hinter einer dünnen Scheibe zu liegen. Dann verschwand das Symbol. Einfach so. Der Bildschirm wurde wieder normal. Kontakte. Praxisnummer. Alles wie vorher. Ich blinzelte. „Okay“, sagte ich langsam. „Das war jetzt nicht normal.“

Mein Daumen lag immer noch über der Nummer der Praxis. Ich sah darauf, dann auf die Stelle, wo das Zeichen gewesen war, dann wieder auf die Nummer. Für einen Moment überlegte ich ernsthaft, ob ich beim Arzt anrufen und sagen sollte: Guten Morgen, mein Herz spinnt und mein Handy zeigt mir leuchtende Sternensymbole, die wahrscheinlich aus irgendeiner galaktischen Geisterpost stammen. Hätten Sie heute noch einen Termin? Ich beschloss, dass das vielleicht nicht der beste Einstieg war. Stattdessen öffnete ich die Nachrichten. Nichts. Kein Verlauf. Kein Absender. Kein Bild. Kein Hinweis darauf, dass überhaupt etwas passiert war. Mein Herz beruhigte sich langsam, aber dieses Gefühl blieb. Dieses Ziehen. Dieses Wissen, dass etwas gerade erst angefangen hatte, obwohl ich keine Ahnung hatte, was. Oben hörte ich Schritte auf der Treppe. „Hast du angerufen?“, rief Lydiana. Ich sah auf das Handy, dann auf die Treppe. „Gleich!“ Es war keine Lüge. Nur leider auch nicht die ganze Wahrheit.

Ich stand noch einen Moment mit dem Handy in der Hand da und starrte auf die Kontaktliste. Alles sah normal aus. Nicht der kleinste Hinweis darauf, was gerade geschehen war. „Stress“, murmelte ich. „Das war Stress.“ Das klang vernünftig. Erwachsene Menschen sagten solche Dinge. Stress erklärte vieles. Müdigkeit auch. Herzrhythmusstörungen sowieso. Vielleicht war ich einfach übermüdet und hatte mir das eingebildet. Andere Leute sahen Flecken an der Wand und dachten an Gesichter. Ich sah eben ein Sternensymbol auf dem Handy. War doch fast dasselbe. Nur deutlich bescheuerter. Ich drückte endlich auf die Nummer der Praxis. Es klingelte. Und klingelte. Natürlich. Wenn man sich endlich dazu überwand, beim Arzt anzurufen, war entweder besetzt, Mittagspause, Urlaub, oder man hing in einer Warteschleife, in der irgendeine freundliche Stimme erklärte, wie wichtig der eigene Anruf sei. Sehr wichtig offenbar. So wichtig, dass zunächst niemand ans Telefon ging.

Als sich endlich jemand meldete, erklärte ich, dass mein Herz wieder stolperte, dass ich Druck in der Brust hatte und dass es in letzter Zeit öfter vorkam. Das mit dem leuchtenden Sternensymbol ließ ich weg. Man musste nicht direkt am Telefon klingeln, als wäre man für die falsche Abteilung bestimmt. Die Frau am anderen Ende war freundlich,

aber beschäftigt. Sie stellte ein paar Fragen, tippte irgendetwas und gab mir schließlich einen Termin für den Nachmittag. Ich bedankte mich, legte auf und blieb kurz stehen. Nachmittag. Gut. Erledigt. Ich hatte angerufen. Ich war ein verantwortungsvoller erwachsener Mensch gewesen. Zumindest fühlte es sich ungefähr fünf Minuten lang so an. Danach machte ich mir schon wieder Gedanken über die Briefe. Ich legte das Handy auf den Tisch, aber nicht zu weit weg. Nur für den Fall. Dann nahm ich den obersten Brief, öffnete ihn und verstand nach zwei Zeilen, warum Menschen früher vielleicht doch glücklicher waren, als Nachrichten noch von Reitern gebracht wurden. Wenn der Reiter nervte, konnte man ihm wenigstens die Tür nicht aufmachen. Briefe lagen einfach da und warteten, bis man schwach wurde. Nach dem dritten Brief gab ich auf. „Ich brauche mehr Kaffee.“ Das war keine Lösung, aber es war ein Anfang.

Lydiana kam wenig später wieder herunter, angezogen, die Haare halbwegs gebändigt und mit diesem Gesichtsausdruck, der sagte, dass ihr Tag eigentlich schon zu voll war, bevor er richtig angefangen hatte. Als sie fragte, ob ich angerufen hätte, konnte ich endlich stolz nicken. „Ja. Termin heute Nachmittag.“ Sie fragte tatsächlich noch einmal nach, ob ich wirklich bei der Praxis angerufen hatte. Ich hob die Augenbrauen. „Nein, beim Pizzaservice. Ich wollte testen, ob die auch Herzrhythmusstörungen liefern.“ Sie verdrehte die Augen, aber ihre Schultern entspannten sich ein kleines bisschen. Mehr Sieg bekam man an einem normalen Morgen selten. Dann fragte sie, ob sonst noch etwas gewesen sei. Ich erstarrte nur einen winzigen Moment. Leider kannte sie mich gut genug, um selbst winzige Momente zu bemerken. Ich nahm die Kaffeetasse, um etwas in der Hand zu haben, und zuckte mit den Schultern. „Das Handy hat kurz gesponnen.“ Sie wollte natürlich wissen, wie genau. Ich schaute auf das Gerät. Der Bildschirm war schwarz. „Keine Ahnung. Kurz ein komisches Bild. Dann war es weg.“ „Was für ein Bild?“ Da wurde es schwierig. Wenn ich sagte: ein Sternensymbol, das aussah, als hätte mein Herz es erkannt, würde sie mich entweder persönlich zum Arzt begleiten oder gleich den Notarzt rufen. Beides wäre nicht völlig unvernünftig gewesen, aber ich war noch nicht bereit dafür. „Irgendein Zeichen“, sagte ich. „Vielleicht Werbung. Spam. Keine Ahnung.“

Sie sah mich weiter an. Ich hasste es, wenn sie so schaute. Da fühlte man sich wie ein billiger Gebrauchtwagen bei der Hauptuntersuchung. Schließlich verlangte sie, es zu sehen. Ich öffnete Nachrichten, Galerie, Benachrichtigungen. Nichts. Natürlich nichts. Wenn das Universum schon anfang, mir komische Zeichen zu schicken, hätte es wenigstens höflich genug sein können, einen Verlauf zu hinterlassen. „Da ist nichts mehr“, sagte ich. „Und dein Herz?“ Ich wollte automatisch „alles gut“ sagen, aber ihr Blick stoppte mich kurz vor der Dummheit. Fortschritt. Vielleicht wurde ich doch noch lernfähig. „Es hat reagiert“, gab ich zu. „Kurz. Dann war wieder gut.“ Lydiana atmete langsam aus. Nicht erleichtert. Eher so, als würde sie innerlich bis zehn zählen, damit sie mich nicht mit dem nächstbesten Ordner erschlug. „Du erzählst dem Arzt alles über dein Herz“, sagte sie. „Und wenn wieder so ein Zeichen auftaucht, sagst du es mir.“ Ich wollte fragen, ob wir jetzt offiziell bei „Zeichen auf Handys“ angekommen waren, aber ich ließ es. Man musste seine Witze einteilen. „Okay“, sagte ich. „Wenn mein Handy wieder Kontakt zu fremden Mächten aufnimmt, bist du die Erste, die es erfährt.“ Ihr Blick wurde schmaler. Ich hob sofort die Hand. „Ernst. Ich sag es dir.“ Überzeugt sah sie nicht aus. Verständlich. Ich wirkte wahrscheinlich ungefähr so glaubwürdig wie jemand, der eine verbrannte Pizza als kulinarisches Experiment verkaufen wollte.

Der Vormittag ging weiter, wie Vormittage eben weitergehen, wenn man eigentlich keine Zeit für geheimnisvolle Symbole hat. Ich räumte ein bisschen auf, beantwortete Nachrichten, suchte eine Unterlage, fand stattdessen drei Dinge, die seit Wochen verschwunden waren, und verlor dabei fast den Faden, warum ich überhaupt gesucht hatte. Irgendwann saß ich wieder am Küchentisch und merkte, dass ich seit zehn Minuten denselben Absatz eines Briefes anstarrte. Mein Kopf war nicht bei den Briefen. Er war bei dem Zeichen. Ich sah es immer wieder vor mir. Den Kreis. Die Linien. Dieses Leuchten, das eigentlich nicht hätte leuchten dürfen. Und jedes Mal, wenn ich versuchte, es als Stress abzutun, kam dieses andere Gefühl zurück. Nicht stark. Eher wie ein Echo. Als würde mein Herz irgendwo tief in mir sagen: Du kennst das. Aber ich kannte es nicht. Oder doch?

Irgendwann machte ich das, was jeder vernünftige moderne Mensch macht, wenn er etwas nicht versteht: Ich suchte im Internet danach. Natürlich nicht mit den Worten „mein Handy zeigt ein uraltes Sternensymbol und mein Herz spielt dazu Schlagzeug“. So ehrlich war ich dann auch wieder nicht. Ich suchte nach „Kreis Stern Symbol“, „altes Zeichen Kreis Linien“, „Stern Symbol Gold“, löschte eine Suche sofort wieder, weil sie sogar mir zu blöd vorkam, und landete nach wenigen Minuten bei Esoterikseiten, alten Wappen, Tattoo-Vorlagen und einem Forum, in dem jemand behauptete, er habe eine Einladung nach Atlantis erhalten. Ich schloss den Browser. „Na super“, murmelte ich. „Da gehöre ich jetzt also auch hin.“

Gegen Mittag wurde der Regen schwächer. Ich setzte mich kurz ins Wohnzimmer, nur um fünf Minuten die Beine auszustrecken. Wirklich nur fünf Minuten. Das sagte ich mir jedenfalls. Aus den geplanten fünf Minuten wurde mehr. Ich lehnte den Kopf zurück, schloss die Augen und war sofort weg. Nicht richtig Schlaf. Eher dieses kurze Wegknicken, das einen manchmal erwischt, wenn man so erschöpft ist, dass man einfach einschläft. Ich hörte noch das Ticken der Heizung, irgendwo ein Auto draußen, dann wurde alles weich und dunkel. Und dann sah ich Sterne. Nicht wie nachts am Himmel. Näher. Klarer. Als würde ich nicht hinaufschauen, sondern mitten zwischen ihnen treiben. Ein goldener Schimmer zog sich durch die Dunkelheit, feine Linien wie auf meinem Handy, nur größer, lebendiger. Sie formten wieder diesen Kreis, dieses Zeichen, und diesmal war es nicht auf einem Display. Es war überall. Vor mir. Um mich herum. In mir. Mein Herz schlug. Einmal. Die Sterne antworteten.

Ich riss die Augen auf und schnappte nach Luft. Für einen Moment wusste ich nicht, wo ich war. Wohnzimmer. Couch. Altes T-Shirt. Kein Sternenmeer. Kein Zeichen. Nur ich, viel zu schnell atmend, mit trockenem Mund und einem Herz, das wieder tat, als hätte es gerade die Treppe hochrennen müssen. „Ach du Scheiße“, flüsterte ich. Aus der Küche rief Lydiana, ob alles okay sei. Ich setzte mich auf, rieb mir über das Gesicht und versuchte, meine Stimme normal klingen zu lassen. Was schwierig war, wenn man sich fühlte, als hätte einem gerade das Universum persönlich in den Brustkorb geklopft. „Ja“, rief ich zurück.

„Bin nur kurz eingeschlafen.“ Das stimmte sogar. Leider war es wieder nicht die ganze Wahrheit.

Der Nachmittag kam schneller, als mir lieb war. Bei Arztterminen war das immer so. Wenn man auf etwas Schönes wartete, kroch die Zeit wie ein alter Mann mit kaputtem Knie. Wenn man aber zu einem Termin musste, bei dem jemand ernste Fragen über das eigene Herz stellte, rannte der Tag plötzlich los, als hätte er irgendwo einen Bus zu erwischen. Ich saß im Wartezimmer und versuchte, nicht nervös auszusehen. Das funktionierte ungefähr so gut wie meine Versuche, beim Essen nur eine kleine Portion zu nehmen. An der Wand hing ein Plakat über gesunde Ernährung. Darauf lächelte eine Familie mit Obst in den Händen so glücklich, als hätte noch nie jemand von ihnen nachts um halb elf heimlich Chips gegessen. Ich nahm mir vor, mich davon nicht persönlich angegriffen zu fühlen, und scheiterte nach ungefähr drei Sekunden. Mein Herz schlug ruhig. Zu ruhig fast. Ausgerechnet jetzt. Zu Hause war mir vorhin noch die Luft weggeblieben, und hier gab es womöglich wieder nichts aufzuzeichnen. Ich legte kurz die Hand auf die Brust. „Hoffentlich sieht man heute wenigstens, was los ist“, murmelte ich. Eine ältere Frau mir gegenüber sah von ihrer Zeitschrift hoch. Ich tat so, als hätte ich nichts gesagt.

Durch die offene Tür zog plötzlich Kaffeeduft herein. Ich hob den Kopf. Den Geruch aus dem Automaten der Praxis kannte ich: bitter, dünn und meistens ein bisschen verbrannt. Dieser Kaffee roch frisch geröstet, mit einer dunklen Schokoladennote und etwas warm Nussigem darunter. Eine Frau ging am Wartezimmer vorbei. Sie hielt eine Tasse in der Hand. Ich sah nur kurz ihr Profil, dann war sie schon weiter. Wo hatte sie den denn her? Ich überlegte ernsthaft, aufzustehen und zu fragen. Bei meinen Arztbesuchen hätte sich die Information wenigstens langfristig gelohnt.

Als ich endlich aufgerufen wurde, versuchte ich beim Aufstehen nicht zu stöhnen. Ich schaffte es halb. Ganz ohne Fluchen kam ich nicht hoch. Ich hoffte, es war leise genug gewesen. Die Arzthelferin führte mich in einen Untersuchungsraum, befestigte Elektroden an meiner Brust und bat mich, still zu liegen. Still liegen konnte ich. Das war eines meiner wenigen Talente. Das EKG-Gerät begann zu laufen. Papier schob sich mit

kleinen Zacken und Linien heraus, und ich konnte nicht erkennen, welche davon noch normal waren. Ich starrte an die Decke und dachte daran, dass ich Lydiana versprochen hatte, alles zu sagen. Alles war ein schwieriges Wort. Alles bedeutete auch das Zeichen. Das Handy. Den kurzen Traum. Dieses Gefühl, als hätte mein Herz nicht nur gestolpert, sondern geantwortet. Ich sagte es nicht. Noch nicht.

Der Arzt kam einige Minuten später dazu. Freundlich, ruhig, aber mit diesem professionellen Blick, bei dem man nie genau wusste, ob er gerade beruhigen wollte oder innerlich schon drei weitere Untersuchungen plante. Er sah auf das EKG, dann auf mich, dann wieder auf das EKG. Das gefiel mir nicht. Wenn ein Arzt zu oft auf Papier schaut, ist das selten ein Zeichen dafür, dass gleich ein Kompliment kommt. Er fragte, ob es heute Morgen stärker gewesen sei, und ich erklärte, dass es kurz gestolpert hatte, mit Druck in der Brust, dann wieder besser. Als er nach Stress, Belastung oder Treppensteigen fragte, dachte ich kurz an das Symbol auf meinem Handy und an die Sterne in meinem Kopf. Dann dachte ich daran, wie bescheuert das laut klingen würde. „Morgen mit fünf Kindern“, sagte ich stattdessen. „Zählt das als Belastung?“ Der Arzt lächelte leicht. „Durchaus.“ Immerhin. Medizinisch anerkannt. Er fragte weiter. Schlaf, Atemnot, Schwindel, Medikamente, Ernährung, Gewicht. Bei Ernährung blieb er professionell, was ich ihm hoch anrechnete. Manche Ärzte schafften es, mit einem einzigen Blick auf den Bauch ganze Vorträge zu halten, ohne ein Wort zu sagen. Dieser hier war besser. Trotzdem wusste ich, worauf es hinauslief. Weniger Stress, mehr Bewegung, Gewicht reduzieren, regelmäßig kontrollieren. Die Klassiker. Ich hätte an dem Tag schon zehn ruhige Minuten ohne Druck in der Brust für einen Erfolg gehalten.

Dann blieb der Arzt wieder beim Ausdruck hängen. „Das hier ist ungewöhnlich“, sagte er. Da war es. Dieses Wort. Ungewöhnlich. Nicht schlimm genug, um sofort Panik zu machen, aber auch nicht harmlos genug, um es zu ignorieren. „Ungewöhnlich gut?“, fragte ich. Er sah mich nur an. „War ein Versuch“, murmelte ich. Er erklärte, es gebe Unregelmäßigkeiten. Nichts, was er anhand dieses kurzen EKGs eindeutig erklären wollte, aber in Verbindung mit meinen Beschwerden sollte man weitere Untersuchungen machen. Langzeit-EKG, Blutwerte,

eventuell noch einmal Kardiologie. Und falls der Druck stärker wurde oder nicht nachließ, sollte ich sofort in die Notaufnahme. Ich nickte. So nickt man, wenn man verstanden hat, aber innerlich trotzdem hofft, dass das alles vielleicht doch nur ein Missverständnis ist. Mein Blick fiel auf den EKG-Ausdruck auf seinem Schreibtisch. Die Linien liefen unruhig über das Papier, Zacken, Pausen, kleine Ausschläge. Für einen Moment verschwamm das Muster vor meinen Augen. Nicht stark. Nur kurz. Aber in diesen Linien sah ich etwas, das nicht dahin gehörte. Einen Kreis. Strahlen. Das Zeichen. Ich blinzelte. Es war weg. Nur EKG-Linien. Papier. Tinte. Nichts weiter. „Alles in Ordnung?“, fragte der Arzt. Ich merkte, dass ich den Ausdruck zu lange angestarrt hatte. „Ja“, sagte ich schnell. „Nur ... sieht aus wie Kunst.“ Der Arzt meinte trocken, Herzrhythmus sei selten Kunst. „Meiner gibt sich Mühe“, sagte ich. Er lächelte nicht richtig, aber fast. Dann gab er mir Überweisungen, Hinweise und diesen Blick mit auf den Weg, der bedeutete: Bitte nehmen Sie das ernst, auch wenn Sie offensichtlich ein Mensch sind, der ernste Dinge gerne mit dummen Sprüchen erschlägt.

Ich nahm die Unterlagen und ging nach draußen. Der Regen hatte aufgehört. Die Luft roch nass und kalt, auf dem Parkplatz spiegelte sich der graue Himmel in kleinen Pfützen. Ich blieb neben dem Auto stehen, atmete tief ein und spürte, wie müde ich war. Nicht nur körperlich. Diese andere Müdigkeit, die irgendwo zwischen Angst und „Ich kann gerade nicht mehr“ sitzt. Ich hätte Lydiana sofort anrufen sollen. Stattdessen stand ich da, hielt die Unterlagen in der Hand und sah zum Himmel, obwohl dort am Nachmittag keine Sterne zu sehen waren. „Was willst du von mir?“, flüsterte ich. Natürlich antwortete niemand. Das wäre ja auch noch schöner gewesen. Dann stieg ich ins Auto.



Die Frau saß inzwischen am Fenster der Praxis. Ihre Tasse stand vor ihr, eine Hand lag noch am Henkel. Draußen auf dem Parkplatz legte Jan die Unterlagen auf den Beifahrersitz. Sie beobachtete ihn, bis er den Motor startete.

„Das ist also der Erbe“, sagte sie leise.

Jan fuhr los. Die Frau nahm einen Schluck Kaffee.

Auf der Heimfahrt lag das Handy neben den Unterlagen. Still. Schwarz. Harmlos. An jeder roten Ampel sah ich hinüber. Nichts passierte. Kein Symbol. Kein Licht. Keine galaktische SMS mit Erklärung. Nur ein ganz normales Handy. Und ich fragte mich langsam ernsthaft, ob ich den Verstand verlor.

Zu Hause war wieder Leben im Haus. Stimmen, Schritte, Türen, irgendwo lachte jemand, irgendwo beschwerte sich jemand, und aus der Küche roch es nach Essen. Für andere Menschen war das vielleicht Chaos. Für mich war es Zuhause. Lydiana sah mich sofort an, als ich hereinkam. Nicht auf die Jacke. Nicht auf die Schuhe. Direkt ins Gesicht. Diese Frau hätte wahrscheinlich im dichten Nebel aus fünfzig Metern Entfernung erkannt, ob ich etwas verheimlichte. Ich hatte keine Chance. Hatte ich eigentlich nie. „Und?“, fragte sie. Ich zog die Jacke aus und versuchte, normal zu wirken. „Ich lebe noch.“ Als sie meinen Namen in dieser bestimmten Tonlage sagte, hob ich sofort die Unterlagen. „Okay, okay. Er will weitere Untersuchungen. Langzeit-EKG, Blutwerte, vielleicht Kardiologie.“ Sie nahm mir die Papiere ab, überflog sie und wurde still. Das war schlimmer, als wenn sie geschimpft hätte. Lydiana konnte laut werden, klar. Aber ihre Stille hatte Gewicht. „Er hat gesagt, du sollst es ernst nehmen“, sagte sie. „Das steht da?“ „Das sehe ich dir an.“ Ich zog die Schuhe aus und stellte sie zur Seite. „Es war nichts Eindeutiges.“ Sie sah mich nur an, und ich wusste schon, was kam, bevor sie es sagte. „Aber auch nicht nichts.“ Da hatte sie mich. Wieder einmal. Ich nickte langsam. „Nein. Nicht nichts.“ Sie gab mir die Unterlagen zurück, aber ihr Blick blieb bei mir. Angst, Sorge, Wut, Liebe. Dieses ganze Paket, das schwerer war als jeder Behördenbrief. „Du spielst das nicht mehr runter“, sagte sie. Ich wollte automatisch irgendeinen Spruch machen, etwas mit „Runterspielen ist mein Sport“, aber ich ließ es. Manchmal muss man einem Menschen, den man liebt, wenigstens die Würde lassen, sich Sorgen zu machen. „Ich versuche es“, sagte ich. „Nicht versuchen. Machen.“ Ich nickte. Mehr war in dem Moment nicht nötig.

Dann kamen die Kinder dazwischen, wie Kinder eben dazwischenkommen, wenn Gespräche zu ernst werden. Einer wollte etwas unterschrieben haben, einer hatte Hunger, obwohl es bald

Abendessen gab, einer fand seine Jacke nicht, die natürlich mitten im Flur lag. Die Kleine erzählte mir mit großer Wichtigkeit, dass im Kindergarten jemand geweint hatte, weil ein Bausteinturm umgefallen war. Ich hörte zu, nickte, stellte Fragen und versuchte, in diesem normalen Durcheinander wieder Boden unter den Füßen zu finden. Es half. Ein bisschen. Beim Abendessen war es laut. Es wurde über Schule geredet, über Hausaufgaben, über eine angeblich ungerechte Lehrerin und darüber, ob Gemüse wirklich notwendig sei oder nur eine Erfindung von Erwachsenen, um Kinder zu ärgern. Ich saß am Tisch, aß, hörte halb zu und merkte irgendwann, dass Lydiana mich ansah. Ich hatte mein Besteck in der Hand, aber nicht weitergegessen. „Was ist?“, fragte sie leise. Ich sah auf meinen Teller. „Nichts.“ Sie sagte nichts. Musste sie auch nicht. Ich nahm einen Bissen, kaute und stellte fest, dass ich kaum schmeckte, was ich aß. Das war selten bei mir. Essen war normalerweise einer der wenigen Bereiche, in denen mein Kopf sehr zuverlässig arbeitete. Wenn ich beim Essen abwesend wurde, war das kein gutes Zeichen.

Eines der Kinder fragte, ob ich überhaupt zuhörte. Plötzlich sahen mich alle an. Ich nickte sofort. „Natürlich.“ Als dann die Prüfungsfrage kam, was gerade gesagt worden war, blieb in meinem Kopf nur dieser kleine Affe übrig, der zwei Metallteller zusammenschlug. Mehr war da nicht. „Du hast ... etwas sehr Wichtiges gesagt“, versuchte ich. Sofort wurde am Tisch gelacht. „Du hast nicht zugehört!“ Ich hob die Gabel. „Ich habe innerlich zugehört.“ Das zählte angeblich nicht. „Bei Erwachsenen zählt vieles, was bei Kindern nicht zählt“, erklärte ich. Als jemand sagte, das sei unfair, nickte ich nur. „Willkommen im Leben.“ Lydiana schüttelte den Kopf, aber sie lächelte. Und genau für solche kleinen Sekunden liebte ich diesen Tisch. Dieses Chaos. Diese Stimmen. Dieses Durcheinander aus Beschwerden, Witzen, Krümeln, Sorgen und Wärme. Ich wusste nicht, dass ich es bald aus einer Entfernung vermissen würde, die man nicht mehr einfach mit Kilometern messen konnte.

Später, als die Kinder langsam zur Ruhe kamen und das Haus von lautem Chaos in müdes Chaos übergang, ging ich mit einer Tasse Tee auf die Terrasse. Die Luft war kühl, aber nicht unangenehm. Der Regen hatte aufgehört, und zwischen den Wolken zeigten sich dunkle Lücken.

Dahinter, ganz schwach, die ersten Sterne. Ich blieb stehen. Da war es wieder. Dieses Ziehen. Nicht stark. Nicht schmerzhaft. Eher wie eine Erinnerung an etwas, das nie passiert sein konnte. Hinter mir öffnete sich die Terrassentür. Lydiana trat hinaus, zog sich eine Strickjacke enger um die Schultern und stellte sich neben mich. Eine Weile sagte sie nichts. Das konnte sie gut. Neben mir schweigen, ohne dass es leer wurde. „Du schaust wieder so“, sagte sie schließlich. Ich sah weiter nach oben. „Wie schaue ich denn?“ „Als würdest du etwas suchen.“ Ich wollte widersprechen. Natürlich wollte ich das. Aber die Sterne über uns flimmerten zwischen den Wolken, und mein Herz schlug einen Tick zu hart. „Vielleicht suche ich nur Ruhe“, sagte ich. Sie lehnte sich leicht an mich, gerade so, dass ich ihre Wärme spürte. „Und findest du sie da oben?“ Ich zuckte mit den Schultern. „Manchmal.“ Sie sah ebenfalls zu den Sternen. „Dann schau weiter.“

Und das tat ich. Über uns öffnete sich für einen Moment eine größere Wolkenlücke. Mehr Sterne wurden sichtbar. Nicht viele, aber genug. Ich kannte keine Sternbilder. Nicht wirklich. Wenn mir jemand eines zeigte, nickte ich meistens so, als hätte ich es erkannt, obwohl ich innerlich dachte: Für mich sieht das aus wie Punkte. Aber an diesem Abend war da etwas anderes. Ein paar Sterne standen in einer Form, die mir bekannt vorkam. Ein Kreis. Linien. Strahlen. Ich blinzelte. Die Wolken schoben sich weiter, das Muster zerfiel, und plötzlich waren es wieder nur Sterne. Normale Sterne. Punkte am Himmel. Nichts weiter. Meine Hand ging unbewusst an meine Brust. Lydiana bemerkte es sofort. „Jan?“ Ich atmete langsam ein. „Alles gut.“ Sie sagte nichts. „Okay“, murmelte ich. „Das war gelogen.“ Diesmal schimpfte sie nicht. Vielleicht, weil sie merkte, dass ich selbst nicht verstand, was los war. Vielleicht auch, weil dieser Abend zu still war für Streit. „Was ist mit dir?“, fragte sie leise. Ich suchte nach einer Antwort, die nicht völlig verrückt klang. Das war schwierig, weil mein Leben seit dem Morgen offenbar genau in diese Richtung laufen wollte. „Ich weiß es nicht“, sagte ich schließlich. „Ich habe das Gefühl, dass irgendwas kommt.“ „Wegen dem Arzt?“ „Auch.“ Sie sah mich an. „Aber nicht nur.“ Ich nickte. „Nicht nur.“

Im schwachen Licht von drinnen wirkte ihr Gesicht müde, besorgt und schön auf diese Art, die nichts mit Perfektion zu tun hatte. Eher mit

Jahren. Mit gemeinsam durchgestandenen Tagen. Mit Liebe, die nicht immer romantisch aussieht, sondern manchmal einfach bedeutet, dass jemand neben dir steht, während du keine Ahnung hast, was mit dir passiert. Sie nahm meine Hand. Ihre Finger waren kalt. Meine auch. „Dann sehen wir zusammen hin, wenn es kommt“, sagte sie. Ich musste sie einen Moment ansehen. „Das klingt sehr mutig.“ „Nein“, sagte sie. „Das klingt nach Ehe.“ Ich lachte leise. Nicht, weil es besonders lustig war, sondern weil ich sonst vielleicht gar nichts gesagt hätte. „Du weißt schon, dass ich bei unbekannten Dingen meistens erst mal dumm gucke und Kaffee suche?“ Sie nickte. „Ja.“ „Und trotzdem?“ Sie drückte meine Hand. „Trotzdem.“



Wir standen noch eine Weile dort. Hinter uns schlief langsam das Haus ein. Vor uns lag die Nacht. Über uns die Sterne. Irgendwann sagte Lydiana, dass wir, sobald die Arzttermine und der ganze Stress es zuließen, endlich ans Meer fahren sollten. Nicht nur davon reden, nicht nur Bilder anschauen. Wirklich dort stehen, gemeinsam mit den Kindern, ein paar Tage lang ohne Rechnungen und Termine im Kopf. „Irgendwann“, sagte ich. Sie sah mich an. „Nicht irgendwann. Wir

machen es.“ Ich musste lächeln und versprach es ihr. Für einen Moment fühlte sich dieser kleine Traum vom Meer näher an als alles, was über uns in der Dunkelheit lag. Dann spürte ich es. Ein einzelner Herzschlag, schwerer als die anderen. Über uns flackerte ein Stern. Nur ganz kurz. Vielleicht war es eine Wolke. Vielleicht mein Kreislauf. Vielleicht Stress, Müdigkeit, Angst, zu viel Kaffee, zu wenig Schlaf und ein Herz, das dringend eine Pause brauchte. Oder vielleicht war es eine Antwort.

Später lag ich im Bett, während Lydiana neben mir schlief. Ich hörte das Haus, den Regen, der wieder leise gegen das Fenster zu trommeln begann, und mein eigenes Herz. Irgendwo tief in mir hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass es nicht mehr nur für mich schlug. Ich weiß nicht, wann ich endlich eingeschlafen bin. Irgendwann war der Tag weg, die Terrasse war weg, Lydianas Hand in meiner auch, und ich stand unter einem Himmel, den ich nicht kannte. Es fühlte sich nicht an wie ein normaler Traum, in dem alles gleichzeitig Sinn ergibt und völliger Unsinn ist. Dieser Traum war klar. Zu klar. So klar, dass mein Kopf irgendwann nicht mehr entscheiden konnte, ob ich schlief oder mich an einen Ort erinnerte, an dem ich nie gewesen war.

Ich stand auf schwarzem Boden. Nicht Erde. Nicht Asphalt. Nicht Stein, wie ich ihn kannte. Unter meinen Füßen lag eine glatte, dunkle Fläche, durchzogen von feinen goldenen Linien. Sie liefen nicht einfach irgendwohin, sondern bildeten Muster. Kreise, Bögen, Strahlen. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass ich wieder dieses Zeichen sah. Nur war es diesmal nicht auf einem Handy, nicht in Sternen, nicht in einem kurzen Flackern. Es war riesig. Es lag unter mir wie der Grundriss von etwas, das viel zu alt und viel zu groß war, um in meinen Kopf zu passen. Ich wollte mich bewegen, aber meine Beine fühlten sich schwer an. Mein Herz schlug langsam. Nicht krankhaft. Nicht stolpernd. Eher so, als würde es auf etwas warten.

Vor mir erhob sich etwas aus der Dunkelheit. Zuerst dachte ich an eine Wand. Dann an einen Turm. Dann merkte ich, dass ich gar keine richtige Größe einschätzen konnte. Silbernes Licht glitt über glatte Flächen, über hohe Bögen und schwarze Säulen mit goldenen Adern. Irgendwo über mir bewegten sich Sterne, obwohl kein Himmel da war. Oder vielleicht war der Himmel da, aber zu nah. „Hallo?“, rief ich. Meine Stimme klang